
Soziale Probleme

Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle

16. Jahrgang, 2005, Heft 1

Gewalt ist (k)eine Antwort! – Zur Bedeutung der Ehre für abweichendes Verhalten russlanddeutscher Jugendlicher <i>Hermann Strasser und Steffen Zdun</i>	5
Türkische Tüchtigkeit vs. deutsche Dissozialität – Negative Klassifikationen in urbanen Nachbarschaften <i>Ferdinand Sutterlüty</i>	25
Punch Drunk – Motive und Phänomenologie des Slamdance <i>Moritz Honert</i>	49
Zur Perzeption von ‚Public Bads‘ in Form von Physical und Social Incivilities im städtischen Raum <i>Christian Lüdemann</i>	74
Calls for Papers	103



CENTAURUS
Verlag & Media KG

ISSN 0939-608X

Türkische Tüchtigkeit und deutsche Dissozialität

Negative Klassifikationen in urbanen Nachbarschaften

von Ferdinand Sutterlüty

Zusammenfassung

Mit der Theorie sozialer Klassifikationen lassen sich Auseinandersetzungen um die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit analysieren. Der Beitrag versucht dies zu zeigen, indem er zunächst den Durkheimschen Klassifikationsbegriff handlungstheoretisch wendet. Anhand einiger Beispiele aus zwei benachteiligten Stadtteilen werden dann einige semantische Muster „negativer Klassifikationen“ vorgestellt, mit denen die autochthone Bevölkerung und die avancierenden Nachkommen türkischer Einwanderer sich wechselseitig stigmatisieren. Abschließende Überlegungen gehen der Frage nach, inwieweit solche interethnischen Klassifikationskämpfe exkludierende Wirkungen hervorbringen oder aber zu konfliktvermittelter Integration führen.

Abstract

Turkish Prowess and German Anti-Sociability. Negative Classifications in Urban Neighbourhoods

The theory of social classification is a helpful tool for the analysis of struggles about the symbolic order of social inequality. The author elaborates this idea and introduces some elements of action theory into the Durkheimian notion of classification. Examples, taken from a research project in two German cities, point out significant semantic patterns of „negative classifications“ that are presently used by Turkish social climbers and their autochthonous neighbors in order to stigmatize each other. Some concluding remarks examine the impact that such interethnic classification struggles have on the opportunities for integration among the affected individuals and social groups.

1. Einleitung

In deutschen Städten sind immer häufiger relativ neue soziale Konstellationen anzutreffen: türkische Hauseigentümer, die deutschen Sozialhilfeempfängern als Ver-

mieter gegenübertreten; Moscheevereine, die eine selbstbewusste Präsenz im Stadtteil zeigen und eine kommunale Anerkennung ihrer Jugendarbeit fordern; erfolgreiche türkische Geschäfte und Unternehmen in Stadtteilen, in denen sich alteingesessene deutsche Gewerbetreibende der Reihe nach zur Aufgabe gezwungen sehen. Eine bislang wenig bekannte Figur, nämlich der Aufsteiger türkischer Herkunft, erscheint nun auf der mentalen Landkarte sozialer Ungleichheit. Nachkommen von Einwanderern, die den Status des subalternen Gastarbeiters innehatten, treten in der Rolle des erfolgreichen Unternehmers oder des sich Gehör verschaffenden Migrantenvertreter in das soziale Alltagsbewusstsein der autochthonen Bevölkerung. Der soziale, politische und ökonomische Aufstieg türkischer Akteure bringt althergebrachte Statushierarchien ins Wanken. Davon nimmt nicht nur die mediale Öffentlichkeit Notiz. Gerade auch in der sozialräumlichen Nachbarschaft türkischstämmiger Aufsteiger wird jene neue interethnische Konstellation zunehmend zum Thema. Hier wird die Aufwärtsmobilität von Teilen der zweiten und dritten Einwanderergeneration jedoch nicht bloß registriert, sondern sie entwickelt sich zum Gegenstand von Bewertungskämpfen zweier agonal sich gegenüberstehender Bevölkerungsgruppen. Zwischen Teilen der autochthonen Stadtteilbewohner und aufstrebenden Nachfahren von Migranten aus der Türkei kommt es zu lokalen Auseinandersetzungen um die Wertigkeit der eigenen Lebensform. Dabei geht es auch um die Legitimität eigener und fremder Ansprüche auf gesellschaftliche Teilhabe und Teilnahme. In diesen Deutungskonflikten zeichnen sich Konturen einer neuen symbolischen Ordnung sozialer Ungleichheit ab – einer Ordnung, die auf der alltäglichen Erzeugung klassifizierender Zuschreibungen beruht und den beteiligten Sozialgruppen in je spezifischer Weise Anerkennung oder Missachtung zuteilt (vgl. Neckel/Sutterlüty 2005).

Die mit dem Aufstieg türkischstämmiger Akteure verbundene Veränderung objektiver Ungleichheiten bringt Verschiebungen im Gefüge ethnischer Schicht- oder Klassenzugehörigkeiten mit sich, die von der autochthonen Bevölkerung in spezifischer Weise *gedeutet* und *bewertet* werden. Den – vielfach negativen – Klassifizierungen, die an die türkischstämmigen Protagonisten adressiert werden, stehen wiederum komplementäre Bewertungen gegenüber, mit denen jene ihre deutsche Nachbarschaft – wiederum meist herabsetzend – etikettieren. An solchen wechselseitigen Zuschreibungen lässt sich nicht nur das allgemeine Phänomen studieren, dass mit sozialstrukturellen Differenzen immer auch evaluative Deutungen einhergehen, die insgesamt eine symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit konstituieren. Darüber hinaus lässt sich an der beschriebenen Konstellation die lokale Genese wertender Klassifikationsraster demonstrieren, die sich auf ungleichheitsrelevante Merkmale gewisser Bevölkerungsgruppen beziehen und die Alltagsbedeutungen sozialer Unterschiede bestimmen. Und schließlich führt die Konstellation vor Augen, dass gerade der Versuch, bestehende soziale Ungleichheiten aufrecht

zu erhalten, einen wichtigen Auslöser von symbolischen Auseinandersetzungen darstellt: Negative Zuschreibungen, die erfolgreichen türkischen Unternehmern, Immobilienbesitzern oder Lokalpolitikern gelten, sind an erster Stelle dem Bestreben geschuldet, alte soziale Ungleichheiten zu konservieren. Türkischstämmige Akteure werden oft erst durch ihren sozialen Aufstieg zum Stein des Anstoßes. Die deutschen Nachbarn wollen von ihnen weder überholt werden noch hinnehmen, dass sich die Abstände verringern. Die Verschiebungen im Gefüge ethnischer Schicht- und Klassenzugehörigkeiten führen zur Stigmatisierung türkischer Aufsteiger, die wiederum mit Gegenstigmatisierungen antworten. Bei solchen Auseinandersetzungen, die man als „Klassifikationskämpfe“ bezeichnen kann, geht es letztlich um nichts Geringeres als um „die Macht zur Produktion und Durchsetzung der legitimen Weltsicht“ (Bourdieu 1992: 147).

Klassifikationskämpfe dieser Art sind Gegenstand eines Forschungsprojekts mit dem Titel „Negative Klassifikationen“, das 2002 bis 2005 am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main durchgeführt wurde.¹ Bevor diese Untersuchung kurz beschrieben wird, soll zunächst der von Durkheim und Mauss entwickelte Klassifikationsbegriff systematisch eingeführt werden (Kapitel 1), um ihn dann in einer Weise zu dynamisieren, die es erlaubt, den Prozesscharakter klassifikatorischer Bewertungskämpfe zu begreifen und für eine Soziologie des Bedeutungswandels sozialer Ungleichheiten fruchtbar zu machen (Kapitel 2). Im Anschluss an einige Erläuterungen zum genannten Forschungsprojekt (Kapitel 3) werden verschiedene Muster negativer Klassifikationen zwischen erfolgreichen Türken und ihren deutschen Nachbarn herausgearbeitet (Kapitel 4). Abschließende Überlegungen beziehen die empirischen Analysen auf die Frage nach den Integrationsfolgen interethnischer Klassifikationskämpfe (Kapitel 5).

2. Soziale Klassifikationen

Soziale Klassifikationen und damit verbundene positive und negative Wertungen sind universelle menschliche Phänomene. Wie Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Fachdisziplinen gezeigt haben, ordnen Klassifizierungen die soziale Umwelt und sind damit eine unabdingbare Voraussetzung für die Handlungssteuerung von Personen und Gruppen. Zudem stellen sie ein Orientierungssystem bereit, das es individuellen und kollektiven Akteuren erlaubt, ihren Platz in der Gesellschaft zu bestimmen (vgl. Bowker/Star 1999; Douglas 1974; Tajfel 1975). Besonders Institutionen sind stetig und oft unsichtbar mit der Klassifizierung der Phänomene ihrer Betätigungsfelder befasst. Mary Douglas (1991: 149 ff.) hat eindrucksvoll auf die performativen Effekte dieser „Arbeit des Klassifizierens“ hingewiesen. Mit der Intensivierung institutioneller Klassifikationstätigkeit seit Beginn des 19. Jahrhunderts, schreibt sie, „traten spontan und in Massen neue Arten von Men-

schen hervor, um die Etiketten aufzunehmen und sich entsprechend zu verhalten“ (1991: 164). Von Institutionen geprägte Klassifikationen spielen auch im lebensweltlichen Austausch zwischen verschiedenen Sozialgruppen eine wichtige Rolle. Sie erfahren dort neue Ausdeutungen, werden Gegenstand von sozialen Anerkennungskämpfen und zum Einsatz in Verteilungskonflikten. Unterscheidungen zwischen Arbeit und Nichtarbeit (Conrad et al. 2000), zwischen behinderten und nicht behinderten Personen (Powell 2003) oder zwischen bedürftigen und nicht bedürftigen Bürgern des Wohlfahrtsstaates (Neckel 1996) sind paradigmatische Beispiele dafür, wie sich der historische Wandel institutionell hervorgebrachter Kategorisierungen in die lebensweltliche Diskurspraxis transferiert.

Nun ist der soziologische Begriff der Klassifikation untrennbar mit dem Namen Emile Durkheim und seiner These von der „sozialen Konstitution der Kategorien“ verknüpft (Durkheim 1981; Durkheim/Mauss 1987). Am Beispiel „primitiver Klassifikationen“ in totemistischen Gesellschaften hat Durkheim zu zeigen versucht, dass so grundlegende Konzepte wie Raum und Zeit, Kraft und Kausalität, Gattung und Klasse sowie die Regeln logischer Verknüpfungen direkt der inneren Struktur und Funktionsweise der jeweiligen Gesellschaft nachgebildet sind, ja kausal von diesen determiniert werden. Ganze Kosmologien leitet er aus der sozialen Ordnung, das heißt aus den morphologischen und organisatorischen Merkmalen der von ihm untersuchten Gesellschaften her. Die ineinander geschachtelte Gliederung dieser Gesellschaften – in Stämme, Phratrien, Clane und Heiratsklassen – bestimmt Durkheim zufolge, in welche Klassen die Phänomene der natürlichen Umwelt eingeteilt werden und in welchen Beziehungen sie zueinander stehen (der entscheidende Verbindungsmechanismus zwischen der sozialen und der natürlichen Welt sind dabei bekanntermaßen die Totems, die den Stämmen, Phratrien, Clanen und Heiratsklassen gewisse Pflanzen, Tiere oder Himmelskörper zuordnen).

Es ist das Verdienst Durkheims, Klassifikationen überhaupt als einen wesentlichen Aspekt von Kultur isoliert und in die soziologische Theoriebildung eingeführt zu haben. Weiterhin hat er auf die kollektive Natur jener Kategorien hingewiesen, die sozialen und kosmischen Ordnungen zugrunde liegen und die Wahrnehmung sozialer Akteure lenken. Durkheim hat damit aufgezeigt, dass es sich bei sozialen Kategorisierungen um „kollektive Vorstellungen“ handelt – um Vorstellungen also, die nicht individuellen Bewusstseinsvorgängen und mentalen Strukturen entspringen, sondern tief in das gesellschaftliche Gefüge eingelagert sind und dem Denken des Einzelnen immer schon voraus liegen. Dies impliziert, dass Klassifikationssysteme so vielfältig wie die jemals da gewesenen Gesellschaftsformationen sind und mit historischen, sozialen und kulturellen Kontexten variieren; in diesem Sinne ist jede Gesellschaft „eine Individualität, die ihre eigene Physiognomie und ihre Eigenart hat“ (Durkheim 1981: 594).

Die spezifische Formulierung und Herleitung dieser fundamentalen Einsichten bei Durkheim wurde jedoch von verschiedenen Seiten her kritisiert. Neben gravierenden empirischen, logischen und methodologischen Einwänden gegen eine unmittelbare Parallelität zwischen gesellschaftlichen Strukturen und Klassifikationssystemen wurde die evolutionistische Grundannahme Durkheims zurückgewiesen, der zufolge alle späteren Klassifikationssysteme in denen totemistischer Gesellschaften ihre Urform haben sollen. Ferner hat sich die kausalistische Interpretation des Zusammenhangs zwischen der Organisation von Gesellschaften und der in ihnen geltenden Ordnung der Ideen als unhaltbar erwiesen (Lukes 1985: 435 ff.). Gleichwohl ist es nach wie vor ein fruchtbares Unterfangen, den von Durkheim postulierten Zusammenhang zwischen symbolischer Klassifikation und sozialer Struktur zu untersuchen (vgl. Allen 1994: 62 f.; Needham 1969: XXXVI). Mit Blick auf die Frage nach Klassifikationen, die gegenwärtig symbolische Ordnungen sozialer Ungleichheit beherrschen, ist hervorzuheben, dass Durkheims Theorie vor allem auf strukturelle Aspekte zugeschnitten ist: auf die innere Struktur von Klassifikations- und Wissenssystemen sowie auf ihren Zusammenhang mit den sozialstrukturellen Merkmalen von Gesellschaften.

3. Klassifikationskämpfe

Aus der strukturtheoretischen Stärke resultiert eine gravierende handlungstheoretische Schwäche der Durkheimschen Theorie. Es fehlt ihr das begriffliche Instrumentarium, um einer fundamentalen Eigenschaft sozialer Klassifikationen gerecht zu werden, nämlich dass sie von einer konkreten Handlungspraxis hervorgebracht und aufrechterhalten werden. Peter M. Worsley (1956) kritisiert zu Recht das mechanische Bild von Gesellschaften und kollektiven Wissensstrukturen, das Durkheim in seinem religionssoziologischen Spätwerk (1981/1912) gezeichnet hat, wenn er darauf hinweist, dass darin soziales Handeln kaum eine Rolle spielt. Diese Kritik, von der Worsley nur Durkheims Beschreibung von kollektiven Ritualen ausnimmt (dazu auch Joas 1987: 282 ff.), gilt erst recht für den zusammen mit Marcel Mauss verfassten Klassifikations-Aufsatz (Durkheim/Mauss 1987/1903). Klassifikationsmuster werden freilich nicht mit jeder Handlung neu erzeugt, sondern sie liegen dem Handeln in aller Regel bereits vorgängig zugrunde; sie steuern es, solange sie nicht problematisch werden. Das ändert aber nichts daran, dass Klassifikationssysteme Kristallisationen vergangener Klassifikationsakte sind.

Gegen die weitreichende handlungstheoretische Blindheit Durkheims genügt es nicht einzuwenden, dass Klassifikationen keine statischen Dinge sind, sondern Objektivierungen eines Prozesses, der da „Klassifizieren“ heißt (vgl. Ellen 1979: 27). Man muss darüber hinaus in Rechnung stellen, dass es auch innerhalb einzelner Gesellschaften Klassifikationssysteme im Plural gibt, die im Widerstreit miteinan-

der liegen können. Durkheim hat das gewiss auch deswegen übersehen, weil seine Untersuchungen sich in erster Linie auf die soziale Konstitution der Kategorien richtete, mit denen Gesellschaften ihre *natürliche* Umwelt erfassen. Denn hier handelt es sich um Klassifikationen, die nur in einer Richtung verlaufen: Pflanzen, Tiere und Gestirne können weder gegen ihre Einsortierung in die Ordnung der Dinge protestieren noch ihrerseits kategorisieren. Klassifikationen, die sich auf die *soziale* Umwelt beziehen, gehen hingegen in zweiseitigen Prozessen vonstatten (Starr 1992: 157 ff.). Sie tangieren das Selbstverständnis von Individuen und Gruppen, die wiederum die Klassifizierer mit dem eigenen Selbstbild sowie mit der Frage nach der Legitimität des ihnen zugemuteten Fremdbildes konfrontieren können. Dies trifft, wie Paul Starr hervorhebt, in besonderem Maße auf moderne, demokratisch verfasste Gesellschaften zu.

Indem Durkheim auf die strukturelle Homologie zwischen Gesellschaft und kategorialer Welterschließung abzielte, gerieten seiner Theorie auch die Inhalte sozialer Klassifikationen aus dem Blickfeld, die ihm als Modell für Kosmologien und grundlegende Kategorien des menschlichen Denkens dienen sollten. Getrennt von seinem Inhalt aber ist das Soziale an Klassifikationssystemen „a label on an empty jar“ (Worsley 1956: 53). Bereits die Identifizierung von Gruppen, an die sich dann positive und negative Bewertungen knüpfen, ist selbst eine – oft umkämpfte – Klassifikation. Der gerade in politischen Auseinandersetzungen und administrativen Entscheidungen wesentlichen Frage, wer was bekommen soll, geht stets die Frage voran, wer wer ist (Starr 1992: 176).

Aber die politisch-administrative Agenda ist nur eines der Terrains, in denen Klassifikationen unmittelbar an der Herstellung von Zugehörigkeiten und legitimen Ansprüchen sowie an der Produktion neuer und der Aufrechterhaltung alter sozialer Ungleichheiten beteiligt sind. Auch medialen Wirklichkeitskonstruktionen wuchs hier in den vergangenen Jahrzehnten eine entscheidende Rolle zu, wie etwa die regelmäßig wiederkehrenden Debatten über „Sozialschmarotzer“ und „faulenzende Arbeitslose“ (Oschmiansky 2003; Uske 1995) gezeigt haben, in denen politische Strategien und mediale Skandalisierungen eine fragwürdige Allianz eingingen.

Jenseits dieser Arenen findet die Aushandlung von Anerkennung und Missachtung jedoch vor allem in den lebensweltlichen Bezügen sozialer Gruppen statt. In lokalen Interaktionskontexten entscheidet sich schließlich auch, ob und wie mediale und politische Bewertungs- und Klassifikationsmuster aufgenommen werden und welche Auswirkungen sie auf das Bild haben, das sich Akteure und Akteursgruppen wechselseitig voneinander machen. Klassifikationsprozesse in der Sphäre alltäglicher Interaktion können auch durchaus eigenen Semantiken und Logiken der Konfliktaustragung folgen. Mehr noch, es scheint Klassifikationskämpfe zu geben, die an die Arena sozialräumlicher Nachbarschaft gebunden sind. Gerade

symbolische Auseinandersetzungen zwischen aufsteigenden Migranten und Akteuren aus der autochthonen Bevölkerung haben auf dieser lokalen Ebene ihren primären Austragungsort. Denn die Wirksamkeit weithin gültiger Normen, die auf der Idee der Chancengleichheit für alle sozialen Schichten und ethnischen Gruppen beruhen, schirmt den öffentlichen Diskurs gegen die Stigmatisierung erfolgreicher Migranten ab.

Vor dem Hintergrund solcher universalistischer Normen muss genau das, was auf der lokalen Ebene geschieht – nämlich dass aufstrebende türkischstämmige Migranten aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit zur Zielscheibe negativer Zuschreibungen werden –, als illegitim gelten. Die offizielle Politik und die mediale Öffentlichkeit können diesen Klassifikationskampf, der sich um die Bewertung interethnischer Ungleichheitsrelationen rankt, zwar darstellen, ihn aber schwerlich selbst führen. Er kann nur stark gefiltert die Bühne der demokratischen Auseinandersetzung erreichen und bleibt somit vornehmlich auf die informellen Sphären des interkulturellen Alltagshandelns verwiesen. Ehe die Semantiken vorgestellt werden, die diesen lokalen Klassifikationskampf beherrschen, soll nun das Forschungsprojekt kurz erläutert werden, auf das sich die empirischen Aussagen stützen.

4. Projekt „Negative Klassifikationen“

Das Forschungsprojekt beschäftigt sich mit der Analyse von stigmatisierenden Zuschreibungen, die sozialräumlich benachbarte Sozialgruppen aneinander richten. Der Fokus liegt, wie schon der Projekttitel nahe legt, auf „negativen“ Wertungen, die bestimmte Akteursgruppen gegenwärtig mit ungleichheitsrelevanten Merkmalen anderer verbinden. Welchen Semantiken folgen bewertende Klassifikationen zwischen Gruppen, die sich hinsichtlich vertikaler (Bildung, Beruf, Einkommen) und horizontaler Ungleichheiten (Ethnizität, Generation, Geschlecht) unterscheiden? Diese Frage zu beantworten und die verschiedenen Klassifikationsmuster zu einer Rekonstruktion von symbolischen Ordnungen sozialer Ungleichheit zu verdichten, stellt eine erste Untersuchungsebene dar, die auch im Mittelpunkt der folgenden empirischen Analysen steht. Neben einer solchen Rekonstruktion der Struktur wechselseitiger Klassifikationen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen untersucht das Projekt zum zweiten die Prozessdimension negativer Zuschreibungen, das heißt Klassifikationskämpfe in ihren Verlaufsformen und Eigendynamiken. Drittens schließlich fragt es nach den desintegrativen, mitunter aber auch integrativen Folgen dieser Klassifikationskämpfe für die beteiligten Gruppen.

Das Projekt arbeitet mit den Methoden ethnographischer Feldforschung, bedient sich unterschiedlicher Erhebungstechniken – teilnehmende Beobachtung natürlicher Situationen, Gruppendiskussionen, Einzelinterviews – und stützt sich

nicht nur beim Sampling, sondern auch bei der Auswertung des empirischen Materials auf den Ansatz der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1996).

Zwei Stadtteile bilden die Untersuchungsgebiete. Das erste liegt in Barren², einer gut 120.000 Einwohner zählenden Stadt im Ruhrgebiet. Barren-Ost, der untersuchte Stadtteil, ist ein traditionelles Arbeiterviertel mit etwas mehr als 13.000 Einwohnern, das in seiner Geschichte von einer montanindustriellen Monostruktur bestimmt wurde und nunmehr nach dem Rückzug des Steinkohlebergbaus mit den typischen Struktur- und Anpassungsproblemen des Ruhrgebiets zu kämpfen hat. Barren-Ost ist weit davon entfernt, ein „abgehängter Stadtteil“ zu sein, gilt aber als soziale Problemzone. Dem entsprechen auch die objektiven Zahlen, zumal im Mai 2004 die Arbeitslosenrate des Stadtteils 16,9 Prozent betrug und die Sozialhilfedichte bei 9,9 Prozent der Wohnbevölkerung lag. Der Ausländeranteil belief sich zum gleichen Zeitpunkt auf 10,6 Prozent und lag damit im Durchschnitt der Gesamtstadt; dennoch wird Barren-Ost allgemein als ein Stadtteil gesehen, der außerordentlich stark von türkischen Migranten geprägt ist. Diese von den objektiven Zahlen stark abweichende Wahrnehmung des Stadtteils liegt insbesondere daran, dass hier mehrere Moscheen und türkische Geschäfte ihren Sitz in gut sichtbarer Lage haben.

Das zweite Untersuchungsgebiet, Iderstadt, liegt im süddeutschen Ralsfurth, einer Großstadt mit etwas mehr als 325.000 Einwohnern. Bei Iderstadt handelt es sich ebenfalls um ein ehemaliges Arbeiterviertel, unter dessen 19.000 Bewohnern viele sozial benachteiligte Personen sind. Der Stadtteil wies im Dezember 2003 für die regionalen Verhältnisse mit 13,2 Prozent eine hohe Arbeitslosenrate auf und rangierte auch bei den Sozialhilfeempfängern mit 11,6 Prozent auf hohem Niveau. Besonders auffällig ist hier der Ausländeranteil, der zum genannten Zeitpunkt bei 42,7 Prozent lag, wobei der Anteil der türkischen Bevölkerung an allen ausländischen Stadtteilbewohnern, wie auch in Barren-Ost, knapp die Hälfte ausmachte. Von außen wie von innen wird Iderstadt oft als schillerndes „Multikulti-Viertel“ beschrieben und bisweilen sozialromantisch als „Ralsfurth Bronx“ bezeichnet. Gleichzeitig gilt Iderstadt allgemein als ein Stadtteil mit multiplen sozialen Problemen, dessen Gleichgewicht aufgrund seines hohen Anteils benachteiligter Bevölkerungsschichten und seiner ethnisch heterogenen Bewohnerschaft gefährdet ist.

5. Muster negativer Klassifikationen zwischen erfolgreichen türkischen Migranten und ihren deutschen Nachbarn

Die folgenden Ausführungen sind ausschließlich jenen negativen Klassifikationen gewidmet, die sich auf eine ganz bestimmte soziale Konstellation beziehen: auf die

sozialräumliche Nachbarschaft zwischen dem aufstrebenden Teil der türkischstämmigen Bevölkerung und ihrer autochthonen Nachbarschaft.

5.1 „Kriminelle Machenschaften“

Sowohl in Barren-Ost als auch in Iderstadt gibt es, wie bereits angemerkt, zahlreiche türkische Geschäfte und mittelständische Unternehmen in exponierter Lage. Beide Stadtteile verzeichneten in den vergangenen Jahren auch eine starke Zunahme türkischen Immobilienbesitzes. Den entsprechenden Unternehmern und Immobilienbesitzern werden nun von Teilen der deutschen Bevölkerung kriminelle Machenschaften unterstellt. Sie seien durch illegale Geschäfte zu Geld gekommen, lautet das weit verbreitete Pauschalurteil, das jenen Sozialtypus, den Jörg Hüttermann (2000) als „avancierenden Fremden“ bezeichnet hat, inkriminiert und damit symbolisch aus dem ökonomischen Wettbewerb ausschließt.

In Iderstadt ist dieses Klassifikationsmuster etwa im Umfeld der Bürgerinitiative ‚Unsere Hauptstraße‘ anzutreffen, die sich eine Verbesserung von Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit auf die Fahnen geschrieben hat. Die Aktivisten der Initiative perhorreszieren die Zustände im Stadtteil und bringen diese manchmal suggestiv, manchmal expressis verbis mit der türkischen Bevölkerung in Verbindung. Dabei heben sie oft die Türken negativ von anderen Migrantengruppen wie Italienern, Griechen und Spaniern oder auch Indern und Schwarzafrikanern ab (vgl. dazu Karer 2002: 107 ff.). Einer der Initiatoren, der 41-jährige Herr Athanassios – ein überzeugter Iderstädter griechisch-deutscher Herkunft und Inhaber eines Online-Shops für Produkte einer bestimmten Heilpflanze –, illustriert die Funktionsweise des kriminalisierenden Klassifikationsmusters in beispielhafter Weise. Er sagt im Interview über den Moscheebau eines türkischen Vereins im Stadtteil: *„Und die haben soundso viel Millionen gesammelt, um die [Moschee, F.S.] zu bauen. Dann hat jeder gesagt: Ah ja, das sind die Drogengelder.“* Wenn Herr Athanassios empört feststellt, dass weder Behörden noch Polizei solchen Aussagen weiter nachgingen, kann man unschwer erkennen, dass der Vorwurf, die Geldmittel der Moscheegemeinde seien illegal erworben worden, einer vigilanten Hermeneutik des Verdachts geschuldet ist.

In ähnlicher Manier spricht auch der 49-jährige Geisteswissenschaftler Dr. Schallhauser, ebenfalls ein Mitglied der Bürgerinitiative, von türkischen Geschäften, die er als *„Treffpunkte für Hehler und Diebe“* bezeichnet. Türkische Familienbetriebe verdächtigt er, durch fingierte Pleiten und Wiedereröffnungen unter dem Namen anderer Familienmitglieder gleich mehrfach Mittel aus Töpfen der öffentlichen Wirtschaftsförderung einzustreichen, an die deutsche Gewerbetreibende niemals herankämen. Schließlich wundert er sich sybillinisch darüber, wie sich die vielen kleinen Trödeläden im Stadtteil halten können. Die etwa 60-jährige Frau Watzmann, ein weiteres Mitglied der Bürgerinitiative, mutmaßt, dass die vielen

türkischen „Basare“ im Stadtteil ohnehin nur „zur Tarnung“ bestünden. „Man weiß ja nicht, was die unter dem Ladentisch verkaufen“, sagt sie weiter und bringt damit den denunziatorischen Grundzug exemplarisch zum Ausdruck, der für die Kriminalisierung türkischer Geschäftsleute charakteristisch ist. Auch außerhalb des Umfelds der Bürgerinitiative ist in Iderstadt wiederholt von „halbseidenen“ türkischen Geschäften, von „Geldwäsche“ und Ähnlichem mehr die Rede.

In beiden untersuchten Stadtteilen ist dieses Klassifikationsmuster im Schimpfkatsch von autochthonen Akteuren quer durch die Professionen und Schichten hindurch anzutreffen. In Iderstadt tritt es jedoch besonders massiv bei deutschen Gewerbetreibenden auf, von denen die meisten in wirtschaftlichen Schwierigkeiten stecken und mit der Veränderung der ethnischen Zusammensetzung der Stadtteilbevölkerung auch Einnahmeverluste hinnehmen mussten.³ In Barren-Ost lässt sich der Kriminalitätsverdacht gegen türkische Geschäftsleute beim Leiter der wichtigsten Bankfiliale im Stadtteil ebenso finden wie beim Arbeiter und Arbeitslosen.

Gerade bei türkischen Hauseigentümern tritt in Barren-Ost ein interessantes Detail zutage. Dort gehört nämlich die Diskriminierung auf dem Mietwohnungsmarkt (vgl. dazu auch Halm/Sauer 2004: 552) zu den wesentlichen Triebkräften dafür, dass größere Teile der türkischen Minderheit damit anfangen, Hauseigentum zu erwerben. Herr Dostluk, ein 35-jähriger Busfahrer, der vor sechs Jahren ein Haus in Barren-Ost gekauft hat und darin vier Wohnungen vermietet, erzählt von der kollektiven Erfahrung türkischer Wohnungssuchender, bei Telefonaten mit deutschen Hausbesitzern gesagt bekommen zu haben: „*Tut mir leid. Wir nehmen keine Ausländer, also wir geben Ausländern keine Wohnung.*“ In diesem Zusammenhang bemerkt er: „*Dadurch sind wir gezwungen natürlich, Häuser zu kaufen.*“ Wenn Herr Dostluk hier in Übereinstimmung mit anderen türkischstämmigen Akteuren aus Barren-Ost von einer Notwendigkeit spricht, selbst zum Hauseigentümer zu werden, um auf dem Wohnungsmarkt einer Benachteiligung gegenüber deutschen Mitbewerbern zu entgehen, weist er auf eine paradoxe Dynamik hin: In der türkischen Teilhabe am Wohnungseigentum im Stadtteil zeigt sich eine Wirkung vorangegangener Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsprozesse.

Dieselben materiellen Erfolge sind es dann auch wieder, die bei der Zuschreibung „krimineller Machenschaften“ Pate stehen. Herr Dostluk weiß etwa von folgender Episode zu berichten, die sich auf seine Versuche bezieht, eine der Wohnungen in seinem Haus an Deutsche zu vermieten:

„Ich hab’ eine Diskussion zwischen Mama und Tochter gehört. Ich war kurz weg, wollte mal ‘n Stift holen oder irgendwas. Die haben die Wohnung weiter angeguckt. Wo ich da langsam wieder zurückkam, habe ich die flüstern gehört, ne. ‚Ja Mama, der ist Türke!‘ – ‚Na und?‘ – ‚Nein ich will bei den Türken nicht wohnen. Scheiße.‘ Und so weiter. ‚Wer weiß, was die machen‘, und so weiter. Habe ich solche Sachen gehört. Sogar drei, vier Mal. (...) Das ist

die Vorstellung: Das sind jetzt Türken. Die sind ja kriminell. Die sind ja hinterhältig. Denen kann man nicht vertrauen.“⁴

Herr Dostluk sagt dies alles nicht nur so daher; das lässt sich an den Auswirkungen der Verdächtigungen auf sein Verhalten ermesen. Er erzählt, dass er sich von „den Deutschen“ zu sehr beobachtet fühlen würde, wenn er „einen Mercedes oder BMW 500er Serie“ führe; deswegen bevorzuge er „einen Passat, so 'n Volkswagen, der nicht so auffällig ist“. Dazu gibt es in der Tat eine Entsprechung auf Seiten der deutschen Stadtteilbewohner. Frau Hofstätter – eine knapp 50-jährige, in Barren-Ost wohnende und arbeitende Sonderschullehrerin – äußert im Interview etwa folgende Vermutung:

„Und ich habe auch das Gefühl, dass die Kriminalität oder auch so dieses halb Illegale, was alles so abläuft in den Geschäften, in diesen Familien, in den Clans, die da zusammenkommen, dass da also vieles nicht mit rechten Dingen zugeht. Und ist ja auch schon das Schlagwort: Ein schwarzer BMW, ein neuer, da sitzt ein Türke drin.“

5.2 „Expansiver Übernahmewille“

Ein weiteres Klassifikationsmuster sieht bei erfolgreichen türkischstämmigen Migranten expansive Machtansprüche am Werk. „Die wollen alles von uns übernehmen“, heißt es vielfach aus den Reihen der autochthonen Bevölkerung. Vorwürfe dieser Art richten sich gegen türkischstämmige Akteure, die vorher von Deutschen betriebene Geschäftslokale bewirtschaften oder ehemals in deutschem Besitz befindliche Immobilien erworben haben; sie können sich aber auch gegen den türkischen Fußballclub richten, der einen maroden deutschen Traditionsverein beerbt, oder gegen die Moscheegemeinde, die mit einem Minarettbau dem lokalen Umfeld recht offensiv ihre Existenzberechtigung zu demonstrieren sucht. Hier kritisieren die deutschen Nachbarn vielfach nicht nur die „Übernahme“ dessen, was sie als ihr angestammtes Terrain betrachten, sondern sie beschuldigen die erfolgreichen türkischen Geschäftsleute und aktiven Migrantenvereine zugleich, von einem raumgreifenden Expansionsdrang geleitet zu sein. Dieses Klassifikationsmuster schießt in seinem konkreten Gebrauch jedoch oft weit über seine primären Adressaten hinaus und prägt im Modus pars pro toto das Bild der türkischen Bewohnerschaft insgesamt. Es speist sich aus Ängsten der deutschen Bevölkerung, von den türkischen Migranten überholt und deklassiert zu werden.

Für Herrn Windig, den 46 Jahre alten Inhaber eines Fotogeschäfts in Iderstadt, gewinnt die Entwicklung im Stadtteil schon Züge eines sich ankündigenden Ausgrenzungswettlaufs. Er sieht die Gefahr, dass sich Iderstadt in ein „Ghetto wie ein kleines eigenes Land“ verwandelt, „wo alle anderen Menschen, die nicht Türken sind, als Feinde, als Ausländer angesehen werden.“ Dazu führt er weiter aus: „Wenn drei türkische Geschäfte nebeneinander sind, denken die, ihnen gehört der

komplette Stadtteil. Und das ist das Problem.“ Evident wird dieser Verdrängungskampf für Herrn Windig beispielsweise an der alltäglichen Beobachtung, dass sich die türkischen Obstgeschäfte nicht nur an die Stelle der italienischen und deutschen gesetzt haben, sondern dass sie sich auch „*Rechte herausnehmen*“, die sie gar nicht haben – etwa indem sie mit ihren Ständen den ganzen Gehweg einnehmen und dem „*alten Mütterchen*“ oder der „*Mutter mit Kinderwagen*“ das Passieren erschweren. Auch wenn das Zuschreibungsmuster, dem zufolge sich die türkische Bevölkerung zu viel herausnimmt und sich über Gebühr im Stadtteil breit macht, nicht immer in einem so martialischen Vokabular wie bei Herrn Windig daherkommt, lässt es sich in beiden Untersuchungsgebieten bei autochthonen Akteuren aus ganz unterschiedlichen Soziallagen feststellen.

Dieses Klassifikationsmuster tritt auch in einer Variante auf, bei der die schiere Zahl der türkischen Stadtteilbewohner als Signum ihrer Übernahmewilligkeit interpretiert wird. Der 55-jährige Herr Freilich, der letzte von ehemals zahlreichen Metzgern in Iderstadt, beklagt im Interview etwa: „*Man fühlt sich manchmal richtig fremd im eigenen Stadtteil, in der eigenen Stadt.*“ Den Umstand, dass in seiner Nachbarschaft viele Türkischstämmige Häuser gekauft haben, kommentiert er mit den Worten: „*Aber irgendwann, wenn es mal zu viel wird, dann beginnen die Probleme. Das ist einfach das Zuvielen.*“ Weitaus aggressiver und mit wiederum anderen Konnotationen formuliert dies ein Pamphlet mit der Überschrift „*Wir gebären Euch kaputt*“, das ein CDU-Politiker in Barren-Ost vorfand, nachdem er öffentlich Anteil am tragischen Unfalltod von drei türkischen Männern aus dem Stadtteil genommen hatte. Das anonyme Pamphlet bringt die Überzeugung zum Ausdruck, dass der Tod von Türken der deutschen Bevölkerung nicht als Trauerfall gelten sollte, zumal es ohnehin schon zu viele von ihnen gebe; und es unterstellt der türkischstämmigen Bevölkerung die strategische Absicht, die Deutschen durch eigene Vermehrung an den Rand drängen zu wollen.

Herr Klausner, ein Monteur Mitte 40 aus Barren-Ost, erklärt in einem Feldgespräch am Tresen einer Gaststätte: „*Die Türken machen uns alle platt. Ich möchte beim Ende von Deutschland nicht dabei sein. Meine Kinder haben hier keine Chance. Die werden nicht drei Kinder haben, damit die dann Sozialhilfeempfänger werden.*“ Die assoziative Verbindung zwischen der türkischen Bevölkerung im Stadtteil und der Chancenlosigkeit seiner eigenen drei Kinder erläutert er mit dem lakonischen Satz: „*Die Türken warten nur, bis ein Geschäft zumacht und kaufen dann alles auf.*“ Die „übernahmewilligen Türken“ stellen für Herrn Klausner durchaus ein Schreckgespenst dar und sind offenbar mit massiven Zukunftsängsten verbunden, die bis hin zu der Befürchtung reichen, der eigene Nachwuchs werde in der Rolle von Sozialhilfeempfängern einer türkischen Übermacht gegenübersehen, die sich zunehmend die ökonomischen Ressourcen aneignet. Das hier in Rede stehende Klassifikationsmuster entwirft das Szenario einer feindlichen Landnahme,

und in den extremeren Varianten muss man fast den Eindruck gewinnen, als sei eine kriegerische osmanische Macht im Begriff, sich im Stadtgebiet auszubreiten.

Die Tatsache, dass in Barren-Ost mittlerweile viele Häuser und Geschäfte in türkischer Hand sind, wird teilweise auch als Argument gegen Vorschläge und Forderungen türkischer Organisationen verwendet. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen. Auf einer gut besuchten Veranstaltung, zu der das CDU-Stadtteilbüro in Barren-Ost eingeladen hatte, diskutieren – mehr oder weniger ausschließlich deutsche – Stadtteilbewohner über die „*Vorschläge und Anregungen*“, die verschiedene türkische Vereine zuvor im Rahmen des Stadteilerneuerungsprogramms ‚Soziale Stadt NRW‘ öffentlich vorgetragen hatten. Auf dieser Veranstaltung wird unter anderem der Vorschlag türkischer Moscheevereine hitzig kritisiert, im kommunal verwalteten Hallenbad Barren-Ost einen Sichtschutz einzubauen, der den Einblick von außen verhindert und damit muslimischen Frauen die Möglichkeit eröffnet, an einem speziellen Frauentag den religiösen Vorschriften gemäß zu baden. Als diese Angelegenheit verhandelt wird, steht ein Mann auf und ruft laut: „*Die sollen das Bad doch selber bauen, denen gehört ja schon die halbe Essener Straße!*“ An diesem heftig beklatschten Ausruf, der die Haltung der großen Mehrheit der Anwesenden auf den Punkt bringt, sind zwei Aspekte hervorzuheben. Zum einen nimmt er den türkischen Hausbesitz an der Hauptgeschäftsstraße von Barren-Ost zum Anlass, Ansprüche der islamischen Bevölkerung auf öffentliche Fördermittel insgesamt zurückzuweisen. Zum anderen hat er einen Unterton, der diejenigen, die auf Seiten der türkischen Migranten Ansprüche erheben, als „rationale Schmarotzer“ (Zilian/Moser 1989) diskreditiert.⁵

5.3 „*Protestantische Ethik im türkischen Gewand*“

Gleichzeitig sprechen Angehörige der deutschen Bevölkerung immer wieder von der arbeitsamen und verzichtbereiten Lebensführung türkischer Stadtteilbewohner. Ihr Handeln sei von einer familiären Disziplin und Sparsamkeit geprägt, sagen sie und attestieren ihren türkischen Nachbarn damit, wie man in Abwandlung eines Ausdrucks von Monika Wohlrab-Sahr (1998) sagen kann, eine „*protestantische Ethik im türkischen Gewand*“. Die autochthonen Akteure begreifen diese Ethik als einen in der eigenen Geschichte längst überwundenen Traditionsbestand, der den türkischen Migranten einen unverdienten ökonomischen Vorteil verschaffe. Die unternehmerisch Aktiven aus der türkischstämmigen Bevölkerung erscheinen in dieser Logik als rückständig und zugleich als gefährliche Konkurrenten. Merkmale wie Arbeitsethos, Sparsamkeit, Fähigkeit zum Bedürfnisaufschub oder Geschäftstüchtigkeit werden dabei nicht als prinzipiell negativ beurteilt. Diese Zuschreibungen transportieren kein kategoriales Bewertungsschema, zumal sie keiner ausschließenden Logik gehorchen und nicht nur auf türkische, sondern auch auf deutsche Unternehmer angewandt werden können. Es handelt sich dabei um graduelle

Abstufungen prinzipiell gemeinsamer Eigenschaften, und die negative Wertung bezieht sich auf ein Übermaß an Fleiß und asketischer Disziplin.⁶

Ein Beispiel dafür liefert Herr Klausner, der oben schon einmal zu Wort kam. Der Barrener Monteur sagt im Anschluss an die bereits zitierten Gesprächsauszüge über das von ihm diagnostizierte Abwarten „*der Türken*“, bis sie wieder ein deutsches Geschäft übernehmen können: „*Sie legen alles zusammen, auch die Kinder arbeiten für ihre Eltern, bis sie 30 Jahre alt sind. Das geht in deutschen Familien nicht.*“ Dies erläutert er damit, dass die Kinder in deutschen Familien früh eine eigene Wohnung haben wollen und dadurch die Familienkasse belasten. Seine eigenen Kinder werde er sicher nicht dazu anhalten können, „*erst einmal für das gemeinsame Familieneinkommen zu arbeiten*“. Außerdem erwähnt er, dass die türkischen Familien wenig Geld für Konsumgüter ausgaben und „*viel besser sparen können als deutsche Familien*“. Hier bietet Herr Klausner eine gewissermaßen kulturalistische Deutung des ökonomischen Vorteils, den die türkischstämmige Bevölkerung seines Erachtens gegenüber der deutschen besitzt und den er vorrangig in einem traditionellen Familienmodell begründet sieht. Innerweltliche Askese und Disziplin, so seine Vorstellung, paaren sich bei der türkischen Bevölkerung mit einer wenig zimperlichen unternehmerischen Tüchtigkeit. Wie in Barren-Ost ist diese höchst ambivalente Zuschreibung, die unterschiedliche deutsche Akteure oft bewundernd mit „*Familiensinn*“ oder auch despektierlich mit „*Clanzusammenhalt*“ in Verbindung bringen, auch in Iderstadt anzutreffen.

Herr Bachstein, der 63-jährige Besitzer einer traditionsreichen und stadtbekanntesten Konditorei in Iderstadt, führt die ökonomischen Erfolge der türkischstämmigen Bevölkerung mehr auf eine bestimmte Arbeitsethik zurück: auf Strebsamkeit und Fleiß, wie sie sprichwörtlich mit einem gewissen Menschenschlag süddeutscher Provenienz verbunden werden. Er erzählt zunächst von einer türkischen Familie, die früher in der Nachbarschaft seines Geschäfts gewohnt habe und deren drei Söhne je ein Auto vor der Tür stehen gehabt hätten. Diesen Umstand kommentiert er mit den Worten: „*Aber die haben Geld verdient, die waren arbeiten, das waren also fleißige Kinder.*“ An anderer Stelle sagt er: „*Die Türken sind im Grund genommen fleißig.*“ Schließlich behauptet Herr Bachstein, dass sämtliche Häuser im Stadtteil, die auf dem freien Markt angeboten werden, von Türken gekauft würden, was er wiederum folgendermaßen erklärt:

„Die haben da vielleicht andere Wertvorstellungen wie wir. Sämtliche Ausländer haben ein Gedankengut, die wollen zuallererst 'n Haus haben, wenn sie ein klein bisschen zu Vermögen kommen. Das ist in Deutschland nimmer so. Das war früher so, früher war's den Schwaben nachgesagt: Schaffe, schaffe, Häusle baue. Aber bei den Ausländern ist das ganz stark. Und da ist es natürlich so, dass heute durch die Mehrfamilienhäuser, wo hier sind, dass sich Türken zusammentun, kaufen da zusammen die Häuser und tun sie aufteilen.“

Zum Teil werden sie auch direkt gekauft von einer oder zwei Personen, aber die Türken kommen hier zum größten Teil zum Zug.“

Die gleichsam altschwäbische Einstellung, die Herr Bachstein Migranten im Allgemeinen und den Türken im Besonderen zuschreibt, hält er aufgrund ihrer Wirkungen für wenig begrüßenswert – namentlich deswegen, weil sich dadurch die Struktur der Kundschaft im Stadtteil in einer Art und Weise verändere, die den deutschen Geschäften zum Nachteil gereiche.

Das Klassifikationsmuster, welches türkischen Akteuren eine „protestantische Ethik“ bescheinigt, besitzt ein Pendant bei seinen Adressaten. Auf der kognitiven Ebene sehen sich viele türkische Aufsteiger durchaus so, wie es ihnen von ihren deutschen Nachbarn nachgesagt wird, aber sie werten ihr Ethos stets und ohne jede Ambivalenz positiv. Mehr noch, sie bedienen sich dieses Maßstabs, um ihre soziale Umwelt zu bewerten und Teile der ortsansässigen Deutschen abzuqualifizieren.

5.4 „Deutsche Dissozialität“

Die türkischstämmigen Aufsteiger führen das Zurückbleiben vieler deutscher Stadtteilbewohner auf mangelndes Arbeitsethos, permanente Kneipengänge, eine konsumorientierte Lebensführung sowie auf ein Sexualverhalten zurück, das Familien zerstöre und ein auch finanziell ruinöses Durcheinander mit sich bringe. In beiden Untersuchungsgebieten stößt man auf ein Bündel negativer Klassifikationen, welche die „deutsche Mentalität“ als Ganze in der einen oder anderen Weise als „dissozial“ kritisieren. Derartige Klassifikationen schreiben der deutschen Bevölkerung unterlegene, ja minderwertige Geisteshaltungen und Handlungsdispositionen zu. Diejenigen, auf die sich solche Klassifikationen beziehen, rücken dabei oft in die Nähe des „Asozialen“, während sich auf türkischer Seite Vorstellungen der eigenen Überlegenheit artikulieren. Türkischstämmige Hausbesitzer und Vermieter etwa verweisen gern verständnisvoll darauf, dass diejenigen aus der deutschen Bevölkerung, die ihren Aufstieg missbilligen, aus den unteren Schichten kämen, und dass es nicht überraschen könne, wenn es für die entsprechenden Leute schwierig sei, sich von der ehemals unterlegenen und untertänigen türkischen Bevölkerung überholt zu sehen. In solchen „Strategien der Herablassung“ (Bourdieu 1982: 737) seitens der gut situierten türkischen Bevölkerung tritt ihr Bewusstsein einer moralischen Superiorität in recht provozierender Weise zutage.

Prototypisch zeigt sich ein solches Selbstbewusstsein beim 36-jährigen Herrn Kedi. Der Sohn eines Bergmanns betreibt in Barren-Ost einen Autohandel mit mehreren Mitarbeitern und ist Vorsitzender des Barrener Ausländerbeirats sowie Mitglied eines Moscheevereins. Nachdem Herr Kedi in einer Interviewsequenz die Gründe für den zunehmenden Immobilienerwerb durch türkischstämmige Stadtteilbewohner – in derselben Weise wie Herr Dostluk – dargelegt hat, setzt er zu der folgenden Situationsbeschreibung an:

„Mit der Zeit wurden's natürlich mehr [türkische Hausbesitzer, F.S.]. Viele Leute haben ein Haus gekauft, aber die Nachbarn haben da eben Probleme mit, wie gesagt: die soziale Schwäche vielleicht, weiß ich nicht genau. – Toll, die Türken sind hergekommen, die haben uns unsere Arbeit weggenommen. Die haben uns, entschuldigen Sie den Ausdruck, die haben uns unsere Frauen weggenommen, kommt auch, der Begriff, jetzt nehmen die uns noch unsere Häuser weg. Ist doof, ist, na ja, ich sag' ja, das ist Ruhrgebiet, hier Essener Straße in Barren-Ost, ist auf dem letzten Niveau, sage ich mal so. Das Bildungsniveau, von mir aus auch, ist nicht so besonders hoch.“

Weiterhin beschreibt Herr Kedi die „Probleme“, die deutsche Mieter damit hätten, einem ausländischen Vermieter Geld zu zahlen. Er sei, versichert Herr Kedi, mit diesem Phänomen aus eigener Erfahrung vertraut, seit er vor zehn Jahren ein Haus gekauft und sein Moscheeverein auf dem neu erworbenen Areal an der Essener Straße in Barren-Ost Wohnungen zu vermieten habe. Auch dazu liefert er eine Erklärung, die darauf abhebt, dass die deutschen Querulanten „überwiegend sozial schwache Personen“ aus dem ehemaligen Bergarbeitermilieu seien. Dabei versäumt er nicht zu insinuieren, dass es der neidische Blick Benachteiligter sei, dem die Ressentiments gegen türkische Hauseigentümer entspringen. Über eine abgehängte und niveaulose Unterschicht hinaus zielen Herrn Kedis Äußerungen auf die Lebensweise der Deutschen überhaupt.

Er kritisiert mehrfach, dass die deutschen Stadtteilbewohner unter „Integration“ immer „Assimilation“ verstünden und nicht bereit seien, die türkisch-islamische Bevölkerung „in ihrem Anderssein zu akzeptieren“. Als der Interviewer einmal nachfragt, an welchen speziellen Punkten er sich niemals würde an die deutsche Gesellschaft assimilieren wollen, beruft er sich auf seine islamische Identität und die religiösen Werte, nach denen er erzogen worden sei. Daraufhin gibt er zu Protokoll: „Wenn Sie jetzt einen bestimmten Punkt haben wollen, was ich bei den Deutschen am meisten hasse, nicht hasse, sondern nicht mag: überwiegend an den Wochenenden in den Kneipen rumzuhocken.“ Den Umstand, dass ihm das deutsche „Herumhocken“ in Kneipen zuwider ist, bettet er in sein islamisch geprägtes Weltbild ein. Damit versucht er, sein Negativbild von den Deutschen gegen jede Anfechtung zu immunisieren: Hier stehe ich und kann nicht anders, scheint er sagen zu wollen und stellt die deutschen Nachbarn als verkommene Trinker hin.

Auch von der Haltung der deutschen Bevölkerung zu Kindern und vom deutschen Familienleben zeigt sich Herr Kedi abgestoßen. Die Kinder dürften keinen Lärm machen und deswegen nicht nach draußen, erklärt er. Dies hält er für „unmenschlich“ und charakterisiert die Realität in deutschen Familien, wie er sie sieht, in der folgenden Weise: „Man sperrt lediglich die Kinder irgendwo ein. Gut, auf der anderen Seite sagt man, man unternimmt als Familie mit den Kindern was. Aber zum größten Teil ist es nicht so. Zum größten Teil werden die Kinder vor den Fernseher gesetzt.“ Herr Kedi ist hier vorsichtig mit expliziten Stigmatisierungen,

aber die latente Botschaft seiner Beschreibung evoziert unzweideutig Vorstellungen von familiärer Dekadenz und Verwahrlosung. Überhaupt ist das deutsche Familienleben bei türkischstämmigen Akteuren auffallend häufig Gegenstand negativer Klassifikationen.

So verhält es sich auch bei Herrn Saribas. Der 42 Jahre alte Familienvater ist praktizierender Muslim und Chef einer Elektronikfirma in Iderstadt, die im Großhandel tätig ist und über Internetbestellungen Satellitenschüsseln und andere Empfängeranlagen vertreibt. Im Interview spricht Herr Saribas immer wieder von familienbezogenen „*Mentalitätsunterschieden*“ zwischen Türken und Deutschen. Er nimmt die eigene Familie zum Vergleichsmaßstab, vor dem sich negativ abhebt, was er in der deutschen Nachbarschaft beobachtet haben will. Seine Herkunftsfamilie, so Herr Saribas, habe „*viel Schweres erlebt*“. Da sein Vater als einfacher Arbeiter in einer Raisfurter Gießerei wenig verdient habe, hätten er und seine vier Geschwister schon früh etwas zum Familieneinkommen beitragen müssen. Zur Verteilung der knappen finanziellen Ressourcen innerhalb der Familie sagt Herr Saribas: „*Und was wir geleistet haben, da haben wir nicht gesagt, zum Beispiel: ‚Das ist mein Geld, sein Geld.‘ Bei uns war das so: unser Geld.*“ Dazu schildert er die starke Zurückhaltung, die er und seine Geschwister sich auferlegt hätten, um mit ihren Wünschen das Familienbudget nicht über Gebühr zu belasten. Diese Haltung des Teilens und der altruistischen Bescheidenheit hat sich laut Herrn Saribas auf seine eigenen Kinder übertragen. Auch in seiner Familie gelte der Grundsatz: „*Gibt’s nicht: deine, meine, seine. Gibt’s nur: unsere.*“

Diesen Grundsatz kontrastiert er scharf mit den Gepflogenheiten in deutschen Familien. „*Bei den Deutschen*“, sagt er, „*ist das anders. Wenn die Leute achtzehn Jahre alt geworden sind, da ist es für die egal, ob das jetzt ihre Mutter ist oder ob es dem Vater schlecht geht, die gehen einfach weg.*“ Zu den hohen Taschengeldern, die deutsche Jugendliche Herrn Saribas zufolge von ihren Eltern einfordern, bemerkt er: „*Denen ist es egal, ob es jetzt daheim schlecht geht. Die wollen ihr Geld. Wenn sie achtzehn sind sowieso. Dann erkennen sie keine Eltern mehr.*“ Vor dem Hintergrund seiner Darstellung der türkischen Familienökonomie erscheint das intergenerationelle Verhalten in deutschen Familien als unsolidarisch; vor allem den jungen Deutschen schreibt er ein in diesem Sinne dissoziales Verhalten zu. Er selbst, bekennt Herr Saribas, fühle sich aufgrund seiner inneren Haltung dazu verpflichtet, für seine Eltern zu sorgen. Er sei ja „*groß genug*“, sagt Herr Saribas und ergänzt, er könne nicht „*irgendwie weggehen und die [Eltern, F.S.] lassen für das Sozialamt, dass sie vom Sozialamt was bekommen können*“. Diese Aussagen stellen die mittlere Generation der deutschen Bevölkerung als unerwachsen dar und bringen deutsche Familien mit dem Sozialamt in Verbindung. In ihnen kreuzen sich zwei semantische Aspekte von Dissozialität: eine mangelnde Familiensolidarität

sowie die Neigung, sich in verantwortungsloser Weise auf den Sozialstaat zu verlassen.

Eine andere, recht spezielle Variante dissozialen Verhaltens nennt Herr Saribas denn auch als Grund dafür, dass er in seiner Firma seit einiger Zeit nur noch türkische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen eingestellt habe. Deutsche Angestellte seien „weniger verständnisvoll“, erklärt er und verweist darauf, dass diese – im Unterschied zu türkischen – nicht damit einverstanden seien, wenn er ihnen aufgrund der Geschäftslage einmal das Monatsgehalt nicht gleich auszahlen wolle. Überdies könne er seine türkischen Angestellten auch an Sonntagen kurzfristig in die Firma bestellen, wenn etwa eine neue Warenlieferung eingelagert werden müsse; diese Angestellten wären stets einsatzbereit, ohne gleich zu fragen, ob er die Sonntagschicht auch entsprechend bezahle. Sein Neffe hingegen, der zu seinen sieben Angestellten zählt und, wie er sagt, „halb Deutscher, halb Türke“ sei, frage in solchen Situationen immer, ob er dafür an einem anderen Tag frei bekäme. Das hinterlasse bei ihm einen „negativen Eindruck“, und so etwas erlebe er nie bei Mitarbeitern, bei denen „Mutter und Vater Türken sind“.

Diesem diametralen Gegensatz zwischen den „Mentalitäten“ fügt Herr Saribas weiteres Anschauungsmaterial hinzu. „Unsere Leute“, sagt er, sind „viel fleißiger, den Deutschen gegenüber.“ Wiederum besonders die jungen Deutschen hätten weniger „Unternehmergeist“ und „viel mehr Angst davor, Fehler zu machen“. Mit dem Gestus eines Selfmademans vergleicht er die wenig erfolgreichen jungen Deutschen mit seinem eigenen Aufstieg, den er dem Umstand verdanke, aus Fehlern gelernt und für sie bezahlt zu haben. Dem Thema der Mentalitätsunterschiede gibt Herr Saribas dann noch eine andere Wendung, indem er darauf hinweist, die Deutschen wollten „viel bequemer leben als wir“, um dann zu erklären: „Bei den Deutschen ist es so: Sie wollen zum Beispiel im Jahr zweimal, dreimal in Urlaub gehen, und die wollen zum Beispiel bestimmte Stunden arbeiten und danach, wenn die Karte gestochen ist: passé für sie. Bequem leben. Also daheim im Sessel hocken, Fernsehen gucken, oder was weiß ich.“ Schließlich fügt Herr Saribas, einen weiteren Unterschied zu den Deutschen feststellend, hinzu: „Und wir können auch verzichten!“

Als wäre dies noch nicht genug, hebt Herr Saribas noch einmal an, um sich endgültig über die deutschen Nachbarn zu erheben:

„Sie haben mehr, also lieber Hunde als Kinder. Wie soll das weitergehen mit den Deutschen? Wenn man jetzt guckt, die älteren Leute sind ja viel mehr als die Jugendlichen. Und irgendwann ist Ende. Weil wenn ich jetzt zehn deutsche Familien angucke, die haben keine Kinder. Entweder eins oder keine. Die haben zwei Hunde, aber keine Kinder. Wie soll das dann irgendwann mit dem deutschen Staat werden, die ganzen Ausländer weggehen, soll das dann ein Hundestaat sein? Oder die Deutschen werden dann irgendwie so wie ein Hund aussehen? Ich weiß es nicht. Also da sehe ich auch schwarz.“

Hier wird die deutsche Bevölkerung zum Gegenstand einer mitfühlenden Sorge, die aus der sicheren Gewissheit heraus sich artikuliert, dass die eigene Fertilität einen ungeheuren Vorsprung garantiert. Herr Saribas tut seine Ansicht kund, dass die gesellschaftliche Zukunft mit einer „deutschen Mentalität“ eine prekäre Basis hat, zumal sie jegliche Sozialität in ihrer substantiellen Existenz gefährdet (ganz zu schweigen, dass Hunde im Islam als „unreine“ Tiere gelten⁷ und sie Kindern vorzuziehen islamisch geprägten Akteuren wie Herrn Saribas als Perversion erscheinen muss).

Betrachtet man nun die verschiedenen Varianten, in denen türkischstämmige Aufsteiger den Deutschen eine dissoziale Lebensart zur Last legen, fällt zunächst auf, dass die benutzten Semantiken in einigen Facetten wie das positiv gewendete Gegenstück zur „protestantischen Ethik“ wirken, die der türkischen von der deutschen Bevölkerung in abwertender Absicht zugeschrieben wird. Es ist, als betrieben die türkischen Akteure einen „symbolic reversal“ (Needham 1969: XXXIX): Die negativ konnotierten Merkmale der ihnen angesonnenen Arbeits- und Familienmoral erfahren eine strikte Umwertung. Mehr noch, sie werden zu einer Richtschnur, an der gemessen deutsche Haltungen und Gepflogenheiten als dissozial erscheinen. Bei der Feststellung einer „deutschen Dissozialität“ handelt es sich teilweise in der Tat um direkte Gegenstigmatisierungen derjenigen, die am Aufstieg türkischer Migranten Anstoß nehmen, und teilweise um Wertungen, die genuin einer türkisch-islamischen Migrantensozialisation, vielleicht auch einem gewissen Dünkel von Aufsteigern aus der Unterschicht entspringen.

Ungeachtet dessen, aus welcher Quelle die entsprechenden Semantiken stammen, lassen sich drei Ausprägungen der Dissozialität unterscheiden, die türkische Aufsteiger mit bestimmten Gruppen der deutschen Bevölkerung verbinden und sich in ihrem konkreten Gebrauch freilich auch vermischen können: Die erste klassifiziert die deutschen Unterschichten als verwahrlost, dekadent und trunksüchtig. Die benachteiligten Gruppen der deutschen Bevölkerung, die sich von den Migranten überholt sehen und diese daher aus Gefühlen der Unterlegenheit heraus stigmatisieren sollen, erhalten dadurch den Makel einer Verderbtheit, die sie zu Recht an die unteren Regionen der sozialen Schichtung verweist. Die zugeschriebene Dissozialität nimmt hier den Charakter der *Verwahrlosung* an. Die zweite Ausprägung der Dissozialität, welche den Deutschen qua Mentalität und Kultur eigen sein soll, besteht für die türkischen Protagonisten der vorangegangenen Darstellung in einem Egoismus, der zu einer rücksichtslosen Kälte gegen die eigenen Angehörigen führe. Ein possessiver Individualismus soll demnach das deutsche Familienleben beherrschen. Dieser Individualismus, so die Vorstellung, mache buchstäblich unfruchtbar und beraube die Deutschen jener Zukunft, die aufgrund ihrer familienmoralischen Superiorität der türkischen Bevölkerung gehören werde. Die zugeschriebene Dissozialität bekommt hier die Bedeutung einer *innerfamiliären Rücksichtslo-*

sigkeit. Die dritte Ausprägung des Klassifikationsmusters schließlich zielt auf die angebliche Bequemlichkeit, Verzichtunfähigkeit und Risikoscheu der deutschen Bevölkerung. Herr Kedi und Herr Saribas zeichnen ein Bild korrumpierter und saturierter Dauerfernsehgucker, die bei der Arbeit nur an ihren Urlaub oder den pünktlichen Feierabend denken und darüber hinaus mit ihrer Ängstlichkeit denkbar wenig Eignung zu unternehmerischem Handeln zeigen. Die den Deutschen zugeschriebene Dissozialität zielt hier auf deren *Verweichlichung* oder *Verwöhnung*.

6. Abschließende Überlegungen

Es liegt auf der Hand, dass Klassifikationskämpfe, die mit den beschriebenen Zuschreibungen operieren, Auswirkungen auf die Integrationschancen der beteiligten Akteure und Gruppen haben müssen. Ob sie exkludierende Wirkungen zeitigen oder aber zu „konfliktvermittelter Integration“ (Dubiel 1995; Simmel 1992: 284 ff.) führen, hängt nicht nur vom materialen Gehalt der Klassifikationen ab. Auch die Formen der Konfliktaustragung sowie die Eigendynamik von Klassifikationskämpfen spielen dabei eine entscheidende Rolle, wie ein kurzer Blick auf die beiden Untersuchungsgebiete zumindest andeuten soll (zum Folgenden etwas ausführlicher: Sutterlüty/Walter 2005: 198 ff.; vgl. auch Neckel/Sutterlüty 2005: 422 ff.). So sehr sich die Klassifikationsmuster zwischen türkischen Aufsteigern und ihren deutschen Nachbarn in Barren-Ost und Iderstadt gleichen, so unterschiedlich sind die Formen, in denen sie in die soziale Praxis eingehen. Während in Barren-Ost die wechselseitigen Stigmatisierungen vornehmlich in Gestalt von „public transcripts“ (Scott 1990) auftreten, also in der öffentlichen Interaktion auch direkt an ihre Adressaten gerichtet werden, behalten sie in Iderstadt meist den Charakter von „hidden transcripts“; sie werden nur in der jeweiligen Binnenkommunikation der Eigengruppe verwendet.⁸ Solche dem Ohr der lokalen Öffentlichkeit entzogenen Klassifikationen können nicht durch ihre Adressaten korrigiert werden und besitzen die Tendenz, eine Kontaktvermeidung zwischen den Gruppen herbeizuführen, um Konflikte gar nicht erst austragen zu müssen. Klassifikationskämpfe auf Distanz sind kaum dazu angetan, integrationswirksame Prozesse herbeizuführen.

Die oben genannten Beispiele weisen ferner darauf hin, dass gegenwärtig in Quartieren, in denen verschiedene ethnische Gruppen auf engem Raum zusammenleben, neue symbolische Ordnungen sozialer Ungleichheit im Entstehen begriffen sind. In diesen neuen Ordnungen scheinen türkischstämmige Aufsteiger eine besondere Rolle innezuhaben, die auch Ausstrahlungseffekte auf ihre ganze ethnische Gruppe besitzt. Gehobene Positionen wechseln ihre Träger und irritieren nicht nur alte Statushierarchien, sondern lassen auch neue Antihelden und Negativfiguren entstehen – etwa den „ungebildeten“ deutschen Neider oder den „kriminellen“ türkischen Angeber. Integrationserfolge der einen Gruppe bringen Ausschlussversu-

che und Stigmatisierungen durch die andere hervor. Die Konflikte und das Vexierbild, bei dem einmal die eine, dann wieder die andere Gruppe auf der besseren Seite der Figuration von Etablierten und Außenseitern (Elias/Scotson 1990) zu stehen scheint, lassen noch nicht erkennen, ob sich hier Vorgänge der konfliktvermittelten Integration oder Vorgänge der Spaltung abspielen.

Aber quer zur Stigmatisierung türkischer Aufsteiger gelten im Bereich der Wirtschaft die institutionalisierten Regeln der ökonomischen Rationalität, die den ausschließenden Wirkungen negativer Klassifikationen Grenzen setzen. In der Sphäre des Ökonomischen herrschen die ganz eigenen Gesetze von Märkten. Dem Prinzip nach zählen die Mechanismen von Angebot und Nachfrage hier mehr als die Ethnizität der Akteure. Im politischen Bereich wiederum können Migranten, die sich im Rahmen ihrer gesetzlichen Möglichkeiten engagieren, nicht einfach ausgeschlossen werden, weil demokratische Werte und ihre Institutionalisierung eine solche Praxis eindämmen. Die normativen Regeln der Fairness, der Chancengleichheit und der Gerechtigkeit besitzen im politischen Raum eine auch durch Sanktionen geschützte Geltung. Soziale Lebenswelten hingegen kennen nur performative Regeln des wechselseitigen Umgangs, die informeller Natur sind und deren Verletzung kaum erwartbare Folgen nach sich zieht. Hier können die ausschließenden Wirkungen negativer Klassifikationen ungebremst zur Entfaltung kommen. Die Normen der ökonomischen Rationalität sowie der politischen Partizipation indes setzen den Effekten *symbolischer* Ausgrenzung gewisse Schranken und wirken Prozessen der *sozialen* Schließung (Parkin 1983; Weber 1980: 201 ff.) entgegen. Schließlich kennt der demokratische Rechtsstaat auch kein Gesetz, das die Aufstiegsorientierung von Migranten unter Strafe stellt.

Anmerkungen

- 1 Der volle Titel des Forschungsprojekts lautet: „Negative Klassifikationen. Ideologien der Ungleichwertigkeit in den symbolischen Ordnungen gegenwärtiger Sozialgruppen“. Es ist Teil des interdisziplinären, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsverbundes „Desintegrationsprozesse“. Es wird von Sighard Neckel geleitet; neben dem Verfasser gehört auch Ina Walter zum Projektteam.
- 2 Alle in diesem Beitrag verwendeten Ortsbezeichnungen und Eigennamen wurden anonymisiert.
- 3 Bei einigen von ihnen gehört die feindselige Haltung gegenüber Türken zweifelsfrei zu den Gründen, weshalb ihre Geschäfte kontinuierlich Kunden verlieren. Sie haben es kaum vermocht, sich auf die multikulturelle Zusammensetzung der Stadtteilbevölkerung einzustellen. Von ihnen lässt sich sagen, dass sie ein echtes Assimilationsproblem haben.
- 4 Weiterhin berichtet Herr Dostluk von der Praxis türkischer Kollegen, ihre Mietwohnungen von deutschen Hausverwaltungen bewirtschaften zu lassen und selbst gar nicht als Eigentümer in Erscheinung zu treten, um damit weniger Scherereien mit deutschen Mietern zu haben und überhaupt die Chancen zu verbessern, Mieter aus der deutschen Bevölkerungsmehrheit zu gewinnen.
- 5 Ablehnende Bewertungen, die in der Zuschreibung eines „rationalen Schmarotzertums“ konvergieren, richten sich in Barren-Ost weniger, wie es sonst allenthalben der Fall ist, gegen Arbeits-

lose und Sozialhilfeempfänger, sondern insbesondere gegen den sehr aktiven Barrener Ausländerbeirat und die lokalen Moscheevereine. In der Startphase des Landesprogramms ‚Soziale Stadt NRW‘ forderte der Ausländerbeirat eine Beteiligung am Lenkungsgremium, und bei der Diskussion um Konzepte und die Verteilung der finanziellen Mittel wurden die Moscheevereine aufgefordert, ihre Vorstellungen zu präsentieren. Die autochthone Bevölkerung empörte sich dann heftig über die daraufhin erarbeiteten Vorschläge, die von Deutschkursen in den Räumen von Moscheegemeinden über den erwähnten Sichtschutz im Hallenbad bis hin zur Berufung eines Antidiskriminierungsbeauftragten in Barren-Ost reichten. Die Kritik an diesen Vorschlägen zielte darauf, dass die türkische Bevölkerung bisher keinerlei Interesse am Stadtteil gezeigt hätte und nun, da „etwas zu holen“ sei, plötzlich „unverschämte Forderungen“ stelle. In diesem Sinne, um hier nur ein Beispiel zu nennen, stellt der 58-jährige Direktor einer Bankfiliale in Barren-Ost die rhetorische Frage: „Wann kann man was bekommen? – Als Parasit oder als Engagierter?“ Dieses Klassifikationsmuster wird hier nur in dieser knappen Form behandelt, weil es sich keineswegs nur auf türkische Aufsteiger bezieht, sondern auch auf angeblich findige Empfänger von Sozialleistungen oder auf Moscheevereine, die, wie eine ältere Mitarbeiterin der Stadtverwaltung in Raisfurth sagt, „Informationsbörsen für Sozialmissbrauch“ sein sollen.

- 6 Zur Unterscheidung zwischen „graduellen“ und „kategorialen“ Klassifikationen vgl. Neckel 2003: 163 ff.; Neckel/Suttlery 2005: 414 ff.
- 7 Siehe Rassoul 1996: Nr. 0172, 2322 und 3225; zur Erheiterung der Leserinnen und Leser sei an dieser Stelle der Aufsatz von Flavien Ndonko (2002) über das Verhältnis der Deutschen zu ihren Hunden empfohlen.
- 8 Dies hat in erster Linie mit den quantitativen Verhältnissen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu tun (vgl. Simmel 1992: 63 ff.). Ein Ausländeranteil in Iderstadt, der – ohne die Eingebürgerten – fast die Hälfte der Wohnbevölkerung ausmacht, lässt kaum eine Notwendigkeit entstehen, sich intensiv mit der andersethnischen Umwelt auseinanderzusetzen. Das gilt insbesondere für die Türken, die nicht nur die weitaus größte Migrantengruppe darstellen, sondern auch eine ethnisch bestimmte Infrastruktur besitzen, die Züge einer „institutional completeness“ (Breton 1964) aufweist. In Barren-Ost, wo die Nichtdeutschen nur gut zehn Prozent, die türkischen Staatsangehörigen etwa fünf Prozent der Wohnbevölkerung stellen, ist die Situation eine völlig andere. Hier sind auch die türkischstämmigen Migranten auf die Kooperation mit der autochthonen Bevölkerung angewiesen, um ihren Anliegen und Bedürfnissen Geltung zu verschaffen. Gerade die türkischen Moscheevereine forcieren in Barren-Ost den interethnischen Kontakt mit der Mehrheitsgesellschaft und lassen ganz eigene „Integrationsstrategien“ (Suttlery 2006) erkennen.

Literatur

- Allen, N.J., 1994: Primitive Classification. The Argument and Its Validity. S. 40-65 in: Pickering, W.S.F./Martins, H. (Hrsg.), Debating Durkheim. London/New York: Routledge.
- Bourdieu, P., 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., 1992: Sozialer Raum und symbolische Macht. S. 135-154 in: Bourdieu, P., Rede und Antwort. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bowker, G.C./Star, S.L., 1999: Sorting Things Out. Classification and its Consequences. Cambridge, Mass./London: MIT Press.
- Breton, R., 1964: Institutional Completeness of Ethnic Communities and the Personal Relations of Immigrants. American Journal of Sociology 70: 193-205.

- Conrad, S./Macamo, E./Zimmermann, B., 2000: Die Kodifizierung der Arbeit. Individuum, Gesellschaft, Nation. S. 449-475 in: Kocka, J./Offe, C. (Hrsg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt/M.: Campus.
- Douglas, M., 1974: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Douglas, M., 1991: *Wie Institutionen denken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dubiel, H., 1995: Gehegte Konflikte. *Merkur* 49: 1095-1106.
- Durkheim, E., 1981: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. [frz. Orig. 1912]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Durkheim, E./Mauss, M., 1987: Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen. [frz. Orig. 1903]. S. 169-256 in: Durkheim, E., *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, N./Scotson, J.L., 1990: *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ellen, R.F., 1979: Introductory Essay. S. 1-32 in: Ellen, R.F./Reason, D. (Hrsg.), *Classifications in their Social Context*. London: Academic Press.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L., 1967: *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Halm, D./Sauer, M., 2004: Das Zusammenleben von Deutschen und Türken – Entwicklung einer Parallelgesellschaft? *WSI Mitteilungen* 57: 547-554.
- Hüttermann, J., 2000: Der avancierende Fremde. Zur Genese von Unsicherheitserfahrungen und Konflikten in einem ethnisch polarisierten und sozialräumlich benachteiligten Stadtteil. *Zeitschrift für Soziologie* 29: 275-293.
- Joas, H., 1987: Durkheim und der Pragmatismus. Bewußtseinspsychologie und die soziale Konstitution der Kategorien. S. 257-284 in: Durkheim, E., *Schriften zur Soziologie der Erkenntnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Karrer, D., 2002: *Der Kampf um Integration. Zur Logik ethnischer Beziehungen in einem sozial benachteiligten Stadtteil*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lukes, St., 1985: *Emile Durkheim. His Life and Work. A Historical and Critical Study*. Stanford, Cal.: Stanford University Press.
- Ndonko, F., 2002: Deutsche Hunde. Ein Beitrag zum Verstehen deutscher Menschen. S. 53-73 in: Hauschild, Th./Warneken, B.J. (Hrsg.), *Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart*. Münster: LIT.
- Neckel, S., 1996: Inferiority: From Collective Status to Deficient Individuality. *Sociological Review* 44: 17-34.
- Neckel, S., 2003: Kampf um Zugehörigkeit. Die Macht der Klassifikation. *Leviathan* 30: 159-167.
- Neckel, S./Sutterlüty, F., 2005: Negative Klassifikationen. Konflikte um die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. S. 409-428 in: Heitmeyer, W./Imbusch, P. (Hrsg.), *Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Needham, R., 1969: Introduction. S. VII-XLVIII in: Durkheim, E./Mauss, M., *Primitive Classification* [2. Aufl.]. London: Cohen & West.

- Oschmiansky, F., 2003: Faule Arbeitslose? Zur Debatte über Arbeitsunwilligkeit und Leistungsmisbrauch. Aus Politik und Zeitgeschichte B 6-7: 10-16.
- Parkin, F., 1983: Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung. S. 121-135 in: Kreckel, R. (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten. [Soziale Welt, Sonderband 2]. Göttingen: Schwartz.
- Powell, J.J.W., 2003: Hochbegabt, behindert oder normal? Klassifikationssysteme des sonderpädagogischen Förderbedarfs in Deutschland und den Vereinigten Staaten. S. 103-140 in: Cloekers, G. (Hrsg.), Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Rassoul, M.A., 1996: Auszüge aus dem Sahih Al-Buharyy. [8. Aufl.]. Köln: Islamische Bibliothek.
- Scott, J.C., 1990: Domination and the Arts of Resistance: Hidden Transcripts. New Haven/London: Yale University Press.
- Simmel, G., 1992: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. 11 [Orig. 1908]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Starr, P., 1992: Social Categories and Claims in the Liberal State. S. 154-179 in: Douglas, M./Hull, D. (Hrsg.), How Classification Works. Nelson Goodman among the Social Sciences. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Strauss, A.L./Corbin, J., 1996: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Sutterlüty, F., 2006: Blutsbande. „Verwandtschaft“ als Tiefendimension sozialer Ungleichheit. WestEnd 3/1 (in Vorbereitung).
- Sutterlüty, F./Walter, I., 2005: Übernahmegerüchte. Klassifikationskämpfe zwischen türkischen Aufsteigern und ihren deutschen Nachbarn. Leviathan 33: 182-204.
- Tajfel, H., 1975: Soziales Kategorisieren. S. 345-380 in: Moscovici, S. (Hrsg.), Forschungsgebiete der Sozialpsychologie, Band 1. Frankfurt/M.: Athenäum Fischer.
- Uske, H., 1995: Das Fest der Faulenzer. Die öffentliche Entsorgung der Arbeitslosigkeit. Duisburg: DISS.
- Weber, M., 1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. [5. Aufl., Orig. 1922]. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Wohlrab-Sahr, M., 1998: „Protestantische Ethik“ im islamischen Gewand. Habitusreproduktion und religiöser Wandel – Das Beispiel der Konversion eines Afroamerikaners zum Islam. S. 183-201 in: Bohnsack, R./Marotzki, W. (Hrsg.), Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Worsley, P.M., 1956: Emile Durkheim's Theory of Knowledge. Sociological Review 4: 47-62.
- Zilian, H.G./Moser, J., 1989: Der rationale Schmarotzer. Prokla 19/77: 33-54.

Dr. Ferdinand Sutterlüty, *Institut für Sozialforschung, Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt am Main*

E-Mail: Sutterluety@em.uni-frankfurt.de